

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 189 (1910)

Artikel: 1711 : Humoreske
Autor: Kelterborn, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Das Glück kommt dem Dummen im Schlaf!“ Das ist ein sehr tröstliches Sprüchwort, denn da hat doch einer, der gerne glücklich wäre, nicht gerade nötig, so übermäßig geübt zu sein, daß er das Kopfweh riskiert, und derjenige, der vom lieben Gott mit ein wenig Dummheit gesegnet wurde, der hat alle Aussicht, auf irgend eine Weise sein Glück zu machen. Und erst noch im Schlaf! Schöner könnte man es gar nicht wünschen.

Damit war der Seilermeister Hans Franz Lobetanz durchaus einverstanden, und er hatte beim Bindfadenzwirnen, wenn er so hübsch rückwärts schritt, gar prächtig Zeit, über derartige Dinge nachzudenken und sich alles zurechtzulegen. Man muß dem Glück, meinte er, auch ein wenig flattieren, man muß ihm auf die Beine helfen. Es ist, wie es die Künstler konterfeien, ein launisch Weibsbild.

Damit nun das Glück, die launische Jungfer Fortuna, die Türe nicht verschlossen fände, wenn sie je einmal im Sinne hätte, bei ihm Einkehr zu halten, so hatte Hans Franz Lobetanz einst, als er eine kleine Erbschaft getan, ein schönes Stück Geld darauf verwandt, in eine Staatslotterie zu setzen, wo man, wenn man nicht eine unrechte Nummer zog, das Hauptloos kriegen konnte, so hoch an Wert, daß man daraus ein stattliches Wohnhaus mit allem Zubehör hätte kaufen können. Der Zettel wurde aufs sorgfältigste in einer mit Messingbeschlag versehenen altväterisch bauchigen Kommodenschublade verwahrt; die Nummer aber behielt Hans Franz Lobetanz im Kopf und pfiß und lang sie, so oft er einen freien Moment hatte.

Eines Abends nun, da der löbliche Meister hinter der Stadtmauer, wo er seinen Werkplatz hatte, seine Schnüre zog und sich nebenbei des schönen Wetters freute, da hörte er, wie zwei vorüber-spazierende Bürger in Streit gerieten und gar wetterlich über die infamen Lottereien loszogen. „S'ist wieder nichts! Ich seh' mein Lebtag nicht mehr!“

„1711 — sagte der Andere — hat das große Loos, da kannst Du's gedruckt lesen!“ Der Unbekannte zog eine Zeitung aus seiner Tasche und wies sie dem Kameraden. In zwei Säzen war auch der Seilermeister an ihrer Seite und bat, das Käppchen lüftend, ob er vielleicht, er habe ein unbändiges Interesse, auch einen Blick in das Blättlein tun dürfe. Das wurde gerne gewährt.

Hui! Da stand es! Schwarz auf weiß: 1711! Um Hans Franz Lobetanz tanzte die ganze Welt. Die beiden Herren machten sich davon, denn sie hatten Angst, der Meister sei nicht ganz bei Sinnen. Der aber dankte Gott, dem Geber alles Guten, und überlegte in der Eile, was nun anzufangen sei.

Hätte seine Frau noch gelebt, hätte er Kinder gehabt, so wäre er in drei Säzen heim geeilt, alle Taschen voll Bregeln und durrer Zwetschen, nein

doch, voll Feigen und Mandeln, und hätte ihnen einen Himmel voll Baßgeigen versprochen. Aber weil er keine Frau und keine Kinder hatte, so wußte er nicht, wohin mit der Freude.

Vor allem wollte er den holdseligen blauen Zettel mit der herrlichen Nummer auffuchen. Er eilte also heim und trachtete, die Kommodenschublade aufzureißen, aber da hatte er Pech, denn in der Hast verdarb er das Schloß, denn er drehte dem Schlüssel den Bart ab. Was tut's! Um so weniger konnte der köstliche Schein gestohlen werden. Eins, zwei, drei, rannte der Meister zum nächsten Schlosser. Uebermals Pech! Der Schlosser war, weil es schon gegen Abend ging, in irgend einer Wirtshaus hinter dem Kartenspiel. Aber die Meisterin versprach hoch und teuer, ihren Mann morgen mit dem frühesten hinüber zu schicken. Also vertröstete sich Hans Franz Lobetanz auf den andern Tag und ging derweil in den Goldenen Sternen, wo er einige Freunde zu treffen wußte. Diese waren dann auch zur Hand und ließen es gerne geschehen, daß der Seilermeister, statt sein Schöpplein Rachenputzer zu bestellen, eine Maß vom bessern bestellte, daran sich alle miteinander erlaben sollten. Der Glückliche hatte sich zwar vorgenommen, nichts merken zu lassen, was die Ursache der rosigten Stimmung sei; aber als die erste Maß einer zweiten Maß gemacht, war auch das Geheimnis verraten, allerdings unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Am andern Morgen war etwas anderes Wetter eingetreten. Es sumpte dem Hans Franz etwas unöblich um den Kopf herum, sodaß er doppelt ärgerlich wurde, als der erwartete Schlossermeister mit seinen Dietrichen immer noch nicht kam, ob schon es auf dem Münster schon neun Uhr schlug. Endlich läutete es. Es war aber nicht der Erwartete, sondern einer von denen, die gestern mitgeknippt. Er kam, um abermals von Herzen zu gratulieren und zugleich zu fragen, ob der glückliche Herr Lobetanz nicht vielleicht die Güte hätte, ihm hundertfünfzig Fränkeln vorzustrecken. Hans Franz wollte eben seine verlegene Situation auseinander setzen, da läutete es zum Glück. Uebermals war es nicht der Schlosser, sondern ein entfernter Better, der kam, weil er von dem großen Glück des Meisters Lobetanz gehört, von dem in der ganzen Stadt die Rede sei. Bares Geld verlangte der Better nicht, nur wäre es ihm lieb gewesen, wenn Hans Franz auf eine Bürgschaft eingegangen wäre, die heute noch unterschrieben werden mußte. Das fehlte noch. An die Arbeit sollte man! Kopfweh hatte man! Den Schlosser abwarten mußte man!

Endlich kam er. Zu so einem vornehmen Herrn, sprach er, da er eben auch schon von der Sache vernommen, dürfe man doch nicht schon so zu sagen bei nachtschlafender Zeit kommen. Das Unergerlichste war nun aber, daß er seine Nachschlüssel

gar nicht anzuwenden brauchte, denn kaum hatte er an der Kommode ein wenig gerüttelt, so sprang das Schloß auf und die Schublade konnte auf's bequemste herausgezogen werden. Endlich!

Feierlich schauten der Schoppenfreund und der Bürgschaftsvetter und der Schlossermeister zu, wie Hans Franz Lobetanz seine Habseligkeiten musterte und endlich aus einem alten Brillenfutteral einen vielfach zusammengefalteten blauen Zeddel herausnahm und leuchtend vor Wonne breitstrich und

gegen das Fenster hielt. Da stand deutlich:

1171.

Wie die Schächer am Kreuz standen die Freunde da, als sie merkten, wo es hinaus wollte, und leise leise, nur drei Baken verlangend, machte sich der Schlossermeister wieder davon. Der Seiler aber, als er sich endlich vom Schreck erholt, meinte, es sei vielleicht besser so, sonst wäre er um seines Reichthums willen noch gefressen worden. — Hingegen: Es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein.

D's andächtig Lisetti.



D's Lisetti geit i d'Chilche,
Gar fyrlech lauft's d'rvo.
Die Gölcherchetteli glänze
Und ds sydig Fürtech o,
Und us em Sammettschöpli
Schneewyß sys Hemli lacht,
Me cha nit satt sech luege
A sonere Bärnertracht.

Das dänke n-o die Bursche
Wo i d'r Predig sy;
Sie chüscheler mit enandere
Und müpfe sech d'rby,
D's Lisetti merkt das gleitig,
Fromm schielet's zum Altar,
De flügt sy Blick zur Orgele
Und streift die Buebeschar.

Druf tuet's chly Andacht hüüchle,
De chehrt's im Buech es Blatt,
Und git's e Kumpf im Fürtech,
So strycht's ne hurti glatt.
Es Chrüseli chunnt i d'Stirne,
Gschwind drückt's es hinder d's Ohr,
De singt es lut und yfrig
Und übertönt d'r Chor.

's verbyßt es glücklechs Lache,
Wo's nachhär heizue geit.
Bim Messe fragt d'r Metti:
„Was het d'r Pfarrer g'seit?“
D's Lisetti stuunt i d'Suppe,
Es wird ihm chalt und heiß,
Wil's vo der ganze Predig
Reis Stärbeswörtli weiß.

G. Wüerich-Muralt.

Vor dem Tore einer Schule steht ein kleiner Milchwagen, dem ein Esel vorgespannt ist. Einige Schüler necken und reizen das Tier; es wird unruhig, einige Milchkannen kippen um, der Inhalt ergießt sich auf das Pflaster. Wutentbrannt eilt der Milchmann herbei, erteilt Ohrfeigen nach rechts und links; eine davon erhält ein Knabe, der bei der übermütigen Szene unschuldiger Zuschauer gewesen ist. Der arme Kleine reißt sich weinend die Backen und will zum Direktor, sein Leid zu klagen. Auf der Treppe stößt er, weil die Schmerzen seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, mit dem Kopfe gegen einen Lehrer, der gerade die Treppe herabkommt. Klapps! hat der Knabe eine zweite Ohrfeige. Heulend erreicht er das Zimmer des Direktors. Schluchzend sagt er: „Bitte . . . der Herr Lehrer hat mir eine Ohrfeige gegeben und . . . ich . . . ich habe dem Esel doch gar nichts getan!“ Selbstverständlich verabreicht der Direktor dem frechen Schüler auch eine kräftige Ohrfeige. Macht drei Ohrfeigen, die ein Unschuldiger bekommt, weil seine Freunde einen Esel gereizt haben.

Getreulich befolgt. Der Inhaber eines Papiergeschäftes bemerkt, daß ein Kunde, von einem Vehriling bedient, fortgeht, ohne etwas gekauft zu haben. Er nimmt sich den Jungen vor: „Weßhalb hast Du den Mann hinausgehen lassen?“ — „Er wollte grünes Büttenpapier, und wir haben es blos in braun!“ — „Schafskopf! Dann sage man: Grün ist nicht mehr modern, jeder Mensch kauft heute blos braun!“ — Am nächsten Tage verläßt eine Frau den Laden, abermals ohne etwas gefunden zu haben. Wieder wird der Vehriling verhört: „Ja, die wollte Servietten mit Empiremuster, die sind aber nicht auf Lager.“ — „Dummer Junge! Du hast einfach zu sagen: Empire ist nicht mehr modern, jeder Mensch nimmt heute Kokoko!“ — Am Nachmittage sieht der Chef, wie ein Kunde dem Vehrilinge eine gewaltige Maulschelle haut. Natürlich stürzt er nach vorn. „Denken Sie sich diese Frechheit von dem Jungen“, schreit ihn der Kunde an, „ich verlangte Klostettpapier, da sagte mir der Kerl: Klostettpapier ist nicht mehr modern, jeder Mensch nimmt blos noch Schmirgelpapier.“

* * *